
Jock Young

Verwischte Grenzen

Bulimie und Exklusion in der Spätmoderne

„Die Tendenzen der ökonomischen Spaltung und des sozialen Ausschlusses, die heute für Amerika kennzeichnend sind, beginnen sich allem Anschein nach auch in Großbritannien und dem Rest von Westeuropa zu verfestigen. Dabei ist das rasische und ethnische Element hervorstechend. In Städten wie London, Manchester, Rotterdam, Frankfurt, Paris und Neapel verschlechtert sich die Position der städtischen Armen. Hamburg ist, gemessen am Durchschnittseinkommen, die reichste Stadt Europas und hat den höchsten Anteil von Millionären in Deutschland. Gleichzeitig finden wir dort den höchsten Anteil von Sozialhilfebezieherinnen und Arbeitslosen – er liegt um 40 Prozent über dem Bundesdurchschnitt. In den 15 Jahren vor 1994 ist ein Drittel der industriellen Arbeitsplätze in der und rund um die Stadt verschwunden“ (Giddens 1997, S. 260)

„Es gibt imaginäre Geographien, die unvollkommene Minderheiten in marginalisierten Lokalitäten in einem sozialen Anderswo plazieren. ... Diese Geographien der Exklusion assoziieren das Anderswo mit Verschmutzung, Unanständigkeit und Beleidigungen von Ethik und Geruchsorganen“ (Ruggiero 2000, S. 1)

In *The Exclusive Society* (1999) kontrastierte ich die Welt der Inklusion, wie sie die Nachkriegszeit darstellte, mit der heutigen Welt der Spätmoderne. Ich stellte Eric Hobsbawms *Goldenes Zeitalter* (1994), das gekennzeichnet war durch Vollbeschäftigung, sichere Arbeitsplätze, stabile Ehen und Nachbarschaften, der heutigen Zeit zunehmender Unsicherheit und sozialer Ausgrenzungen gegenüber. Ich versuchte, die Veränderungen in bezug auf den Arbeitsmarkt, die Zivilgesellschaft und den Staat zu dokumentieren. Zentrale Bedeutung hatte und hat, meiner Ansicht nach, die Schrumpfung des primären und eine gewisse Expansion des sekundären Arbeitsmarktes (gekennzeichnet durch Unsicherheit, Kurzzeitbeschäftigungen und den Zwang zu beruflicher Mehrgleisigkeit). Damit zusammenhängend die Verfestigung der strukturellen Arbeitslosigkeit mit der Folge der Stabilisierung und Expansion einer *underclass* (im Sinne W.J. Wilsons), die nur die Wahl zwischen einem Leben ohne Beschäftigung und Gelegenheitsarbeiten zu Hungerlöhnen eröffnet. Sie stellt die letzte Teilgruppe in dem dar, was Will Hutton (1995) als *40:30:30-Gesellschaft* bezeichnet. Wer aus der Zivilgesellschaft herausfällt, gerät letztlich in die Gruppe, deren Mitglieder heutzutage meist sich selbst und ihren existentiellen Nöten in ihren Ghettos oder Vorstädten überlassen werden. Dort finden sich auch diejenigen, die – sei es aufgrund von Analphabetismus, Familienpathologie oder allgemeiner Desorganisation – nicht mithalten können und nicht nur von vielen Bürgern in die undankbare Rolle von *Dämonen der Gegenwartsgesellschaft gedrängt werden*, indem sie als „Sozialhilfe-Schnorrer“, „Scheinasylanten“ oder „Drogenabhängige“ stigmatisiert werden und zusätzlich als „Polizei-Eigentum“ (J.A. Lee 1981) auch noch unter dauerndem Delinquenz-Verdacht stehen. – Dieser Dualismus wurde

schon von John Galbraith (1992) als Gegensatz von *zufriedener Mehrheit* (*contented majority*) und *Unterklasse der Verzweiflung* (*underclass of despair*) wahrgenommen und analysiert, und nichts anderes steht meist auch hinter dem aktuellen Gebrauch des Konzepts der *sozialen Exklusion*: die Gesellschaft als eine zweigeteilte Welt, zerfallen in die Sphäre des Drinnen und die Sphäre des Draußen.

In Wirklichkeit ist es jedoch noch komplizierter als es scheint. Denn während man die Existenz von unbarmherzigen Ausschlussprozessen gar nicht genug betonen kann, sollte man sich andererseits dringend vor den falschen Prämissen, Implikationen und Konsequenzen einer allzu schematischen Darstellung hüten. Gerade fortschrittlich gemeinte Rekonstruktionen der Realität tendieren nicht nur dazu, die Effektivität und Beständigkeit von Exklusionsprozessen zu übertreiben, sondern sie verschleiern häufig auch deren Ursachen, ignorieren die Unbestimmtheit der Grenzverläufe und verfehlen damit gerade die Intensität der Exklusion als auch die Tiefe des Grolls der „Exkludierten“ – während sie andererseits ein viel zu beschauliches Bild der „glücklichen Bürger“ – der „Inkludierten“ – zeichnen. Hier einige Züge des Exklusionsdiskurses, die ich problematisieren werde:

1. ZWEITEILUNG: Die Gesellschaft kann in eine inkludierte, zum größten Teil zufriedene Mehrheit und eine exkludierte, niedergeschlagene Minderheit unterteilt werden.

2. WERTBEDINGTE EXKLUSION: Es gibt eine breite Mehrheit mit einer anständigen Arbeitsmoral, tugendhaftem zwischenmenschlichen Benehmen, stabilen Familienstrukturen; und es gibt eine Minderheit in instabilen und dysfunktionalen Familien, die desorganisiert, sozialhilfeabhängig, kriminell oder kriminogen ist.

3. RÄUMLICHE EXKLUSION: Die Exkludierten werden von den Inkludierten getrennt, die Grenzen zwischen ihnen werden immer unüberwindbarer und nur selten überschritten. Zudem schaffen die glücklichen Klassen in sich geschlossene Ghettos, durch die Arme systematisch ausgegrenzt werden.

4. DYSFUNKTIONALE UNTERKLASSE: Die Unterklasse stellt ein Residuum mit dysfunktionaler Wirkung auf die Unterklasse selbst sowie (via Steuerbelastung und Straffälligkeit) auf die breite Gesellschaft dar. Es handelt sich um die 'gefährlichen Klassen' des viktorianischen England.

5. ARBEIT UND ERLÖSUNG: Gegen die Exklusion hilft nur die Rückkehr in das Erwerbsleben; vor allem bedarf es einer Bekämpfung der anerzogenen Hilflosigkeit, der hedonistischen und delinquenten Einstellungen und der Bereitschaft zur Bildung und Aufrechterhaltung vollständiger Familien; unter diesen Voraussetzungen kann Arbeitsbeschaffung auch den Aufstieg in zufriedenstellende Milieus ermöglichen.

Autoren verschiedener theoretischer und politischer Richtungen vertreten bekanntlich diese These. Alle ihre Analysen leben von der Dichotomie, die sich in folgenden Begriffspaaren des sozialen Ausschlusses ausdrückt:

Breite Gesellschaft
Das Unproblematische
Gemeinschaft
Beschäftigte

Die Unterklasse
Das Problem
Desorganisation
Nichtbeschäftigte

Unabhängigkeit
Stabile Familien
Einheimische
Drogenfreiheit
Opfer

Abhängigkeit von Sozialhilfe
Alleinerziehende Mütter
Zuwanderer
Illegaler Drogenkonsum
Kriminelle

Probleme der binären Sichtweise

Konzeptionell aber von einer einfachen Zweiteilung auszugehen, verkennt die Widersprüchlichkeit der späten Moderne. Ein solches Vorgehen tendiert auch ebenso notwendiger- wie paradoxerweise dazu, einerseits den Grad der Marginalisierung zu übertreiben, andererseits aber die zentrale Bedeutung der Exklusionsverhältnisse zu verkennen.

Die *Gefahr des Begriffs der sozialen Exklusion* besteht im Ja-Nein-Schema, das er transportiert. Dass bestimmte Probleme gerade aus Grenzüberschneidungen und -überschreitungen resultieren, übersieht er in der Regel ebenso wie den Umstand, dass bestimmte neue Problemverschärfungen in merkwürdig ähnlichen und auch wieder verschiedenen Erscheinungsformen auf beiden Seiten der Grenze die objektiven und subjektiven Bedingungen des Zusammenlebens verändern. Viele Phänomene, die auf den ersten Blick (wie etwa Armut und wirtschaftliche Unsicherheit) nur selten außerhalb der Sphäre der Exkludierten vorkommen, sind bei genauerem Hinsehen womöglich in der angeblich sicheren Mitte der Mehrheitsgesellschaft ebenso, wenn nicht gar (kontraintuitivweise) weiter verbreitet als dort, wo man sie zu lokalisieren pflegt. Dasselbe gilt für Dinge wie illegalen Drogenkonsum, gesellschaftliche Desorganisation, instabile Familien usw. – Die implizite Annahme des Exklusionskonzepts, dass etwa Klassenunterschiede in der „normalen“ Welt nahezu unbedeutend, das Erwerbsleben typisch und unproblematisch und stabile Familienverhältnisse gang und gäbe seien, erweist sich bei einer Analyse, die sich nicht damit begnügt, Gemeinplätze zu reproduzieren, als ebenso wenig begründet wie die implizite Hoffnung des Konzepts auf die wundersame Heilungskraft der so vehement geforderten Reintegration der Ausgeschlossenen in den Arbeitsmarkt. Vieles spricht hingegen dafür, dass es sich bei der von John Galbraith skizzierten *zufriedenen Mehrheit* („Alles-Klar-Besten-Dank-Es-Könnte-Nicht-Besser-Sein“), von der es heißt, dass sie habe kaum Gemeinsamkeiten habe mit den Ausgeschlossenen, weniger um eine Beschreibung als um einen Mythos handelt.

Warum sollte der primäre Arbeitsmarkt eine Insel der Glückseligen sein? Ist er nicht selbst ein bedrohtes Minderheitsphänomen gemäß Will Huttons 40:30:30-These? Bringt nicht die Nachfrage nach immer flexibleren Arbeitskräften, gekoppelt an rasante Automatisierung und blitzschnelle Weiterentwicklung von Computersoftware, erhebliche Unsicherheiten wie etwa Entlassungen, Kurzzeitverträge und den Zwang zum Doppelverdienen und zu mehrgleisigen beruflichen Laufbahnen mit sich? Immerhin weiß man, (vgl. Rowntree Foundation Report: *Job Insecurity and Work Intensification*; Burchell 1999, S. 60), dass Entlassungen bei denen, die nicht entlassen werden, nicht nur Angst auslösen, sondern diese auch zur Verlängerung ihrer Arbeitszeiten nötigen, um die Tätigkeiten der Entlassenen mit abzudecken. Der Zwang zur Berufstätigkeit beider Partner in einer Beziehung erhöht den Stress insbesondere dann, wenn Kinder da sind; dass derlei nicht ohne Auswirkungen auf den gesamten

privaten Bereich bleiben kann, bedarf kaum der Erwähnung, wohl aber die sozialen Folgen von Scheidung, Trennung und der Zunahme Alleinerziehender in einer nicht gerade darauf ausgerichteten Gesellschaft.

Bulimie: Keine Exklusion, sondern Inklusion/Exklusion

Bemerkenswerterweise stimmen „Rechte“ wie „Linke“ darin überein, dass es sich um neue Phänomene handelt, die jedenfalls mit dem überlieferten Bild einer „Kultur der Armut“ nicht zu erfassen sind (vgl. Harrington 1963, Banfield 1968), sondern eher so etwas wie einen *Zusammenbruch der Kultur* zu signalisieren scheinen. William Julius Wilson (1987) weist in seiner These über *soziale Isolation* darauf hin, wie der Abzug des Kapitals aus bestimmten Innenstädten dazu führt, dass ganze Quartiere sich selbst überlassen werden. In dem Maße, in dem relativ wohlhabende Arbeiter und Angehörige der Mittelschichten in die Vororte fliehen, bleiben die übrigen Bewohner ohne Arbeit und ohne sozial produktive Verhaltensmodelle zurück. Charles Murray (1984) kommt aus einer anderen Perspektive zu überraschend ähnlichen Schlußfolgerungen, auch wenn ihm zufolge nicht fehlende Arbeit für das Problem verantwortlich ist, sondern die fehlende Bereitschaft der Betroffenen zu arbeiten – provoziert durch einen „zu großzügigen“ Wohlfahrtsstaat, von dem die Menschen förmlich zur Unselbständigkeit erzogen würden (so dass es immer mehr junge Frauen vorzögen, als Alleinerziehende Sozialhilfe zu beziehen, als mit einem Ehepartner zusammenzuleben, von dem sie nicht wissen, ob er gleichermaßen zuverlässig gleichermaßen viel Geld heim bringen würde). Aber wie auch immer: die Befunde sind in vielerlei Hinsicht ähnlich, wenn nicht identisch. Ging man früher von der *Andersartigkeit* der Werte in der Kultur der Armen aus, so besteht heute Übereinstimmung über die *Abwesenheit* von Werten bei den Armen. Übereinstimmung besteht auch in der Diagnose eines riskanten Kurzzeit-Hedonismus, fehlender Zurückhaltung und Verzichtsbereitschaft, zu hoher Aggressivität sowie einer besorgniserregenden Bereitschaft, zur Erreichung eigener Ziele auch Gewalt einzusetzen.

In *The Exclusive Society* hatte ich mich insbesondere in Carl Nightingales (1993) Ethnographie des schwarzen Ghettos von Philadelphia vertieft, um mehr über den Sittenkodex der „Ausgeschlossenen“ zu erfahren. Was Nightingale herausfand, widersprach allen geläufigen Annahmen. Das Ghetto erschien geradezu als *Inbegriff des Amerikanischen Traums*: eine auf Gucci, BMW, Nike und elf Stunden Fernsehkonsum am Tag abgestellte Kultur, die sich hinsichtlich der Verherrlichung von Gewalt, Erfolg, Geld, Wohlstand und Status gar nicht vom kulturellen *Mainstream* unterschied, überproportional den Golfkrieg (der damals gerade begonnen hatte) unterstützte und leider auch zumindest ebenso rassistische Einstellungen pflegte wie die Hauptkultur. Das Problem des Ghettos bestand weniger in dem Prozess, einfach nur ausgegrenzt zu sein, sondern darin, zu stark in die Kultur eingebunden zu sein, dann wiederum aber systematisch von der Verwirklichung ausgeschlossen zu werden. Ich nenne das den *bulimischen* Charakter der Gegenwartsgesellschaften, welche einerseits das Hohe Lied der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit singt, andererseits aber auf dem Arbeitsmarkt, auf der Straße, beim alltäglichen Zusammensein Ausgrenzung praktiziert und diejenigen als *Verlierer* stigmatisiert, die gerade erst brav und intensiv das Credo der dominanten Klassen verinnerlicht haben, dass die Welt aus *Gewinnern* und *Verlierern* bestehe.

Die These von der zweigeteilten Stadt

Die Unterklasse wird zu etwas *Anderem* gemacht. Man weiß, dass sie in klar umrissenen Ghettos in der verschmutzten Innenstadt oder in den abgelegenen Bezirken der Vorstädte lebt. Man stellt sie sich vor als Bewohner von Orten, an denen Delinquenz und Destruktivität regieren. Und man neigt dazu, alle Bemühungen gutzuheißen, bei denen es um die Entfernung dieser Schandfleckes oder um sonstige reale oder juristische Schutzwälle gegen diese Anderen geht (vgl. Gitlin 1995, S. 233). – In Wirklichkeit sind die Grenzen aber nicht so klar und undurchdringlich, und in Wirklichkeit sind auch die Bewohner der anderen Seite nicht so homogen. Auch leben die Armen nicht so eingepfercht, wie manche sich das vorstellen. Die Untersuchung der Stadt Glasgow in Schottland kam denn auch zu einer vernichtenden Kritik der These von der zweigeteilten Stadt, der *dual city*, leide sie doch, so Mooney und Danson (1997, S. 84 f.), unter zu vielen Ungenauigkeiten und irreführenden Implikationen hinsichtlich der sozial-geographischen Polarisierung: „Im Rahmen der Diskussion über die *Entstehung zweier Städte* in Glasgow entspricht die Wichtigkeit, die peripheren Gebieten beigemessen wird, nicht dem Grad und den Proportionen der dort herrschenden Armut. Dies resultiert teilweise aus der fehlenden Bereitschaft, die betroffenen Gebiete bzw. sozialen Gruppen angemessen zu definieren. Zudem zeichnet die peripheren Gebiete eine klare Differenzierung zwischen den unterschiedlichen Komponenten von Arbeitslosigkeit, Armut und Entbehrung aus. Dies wird hinsichtlich des vorherrschenden, in den letzten Jahren entstandenen, Bildes dieser Gebiete fast vollständig vernachlässigt, das sie schablonenhaft als homogene Enklaven von *Verzweiflung* und *Hoffnungslosigkeit* darstellt“ (1997, S. 84-85).

Die Klarheit der Grenzen resultiert häufiger aus dem Wunschbild der Betrachter als aus der Beobachtung der Wirklichkeit. Manuel Castells sieht in der *dual city* das grundlegende Modell der Gegenwart, gekennzeichnet durch eine kosmopolitische Elite einerseits, die in täglichem Kontakt mit der ganzen Welt steht – und neo-tribalistische lokale Einheiten andererseits: „Die grundlegende Trennlinie in unseren Städten ist die Inklusion der Kosmopoliten (...) während die lokal Ansässigen von der Kontrolle der globalen Stadt, zu der letztendlich ihre Nachbarschaft gehört, ausgeschlossen werden“ (Castells, 1994, S. 30). Diesem Bild zufolge leben nur die Reichen in der Spätmoderne. Die Armen müssen mit der Vergangenheit vorlieb nehmen.

In Wirklichkeit verwischen und überschneiden sich aber die Konturen. Man kann zum Beispiel durchaus den Eindruck gewinnen, dass gerade die armen und marginalisierten Bewohner der Innenstadtbereiche den Phänomenen der Globalisierung sehr viel direkter und unausweichlicher ausgesetzt sind, während Wohlhabende sich eher den Rückzug aufs Land und damit das Verweilen an einem immerhin dem Anschein nach geschützten Ort leisten können (vgl. Tomlinson 1999, S. 133 – 134). Mit anderen Worten: gerade die Marginalisierten sind mit den Botschaften und Produkten aus der ganzen Welt vertraut, und es ist gerade ihr Innenstadtbereich, der durch Zuzug von Ausländern multiethnischer und vielfältiger wird. Sie erleben, wie das *mondäne Kosmopolitentum* (Hebdidge 1990) ihre lokalen Strukturen transformiert (vgl. Young, 2001, Back 1996).

Die funktionelle Unterklasse

„Wirtschaftlicher Fortschritt wäre ohne sie (die armen Schichten, d. Übers.) weit weniger sicher und würde sich gewiss sehr viel langsamer vollziehen. Die wirtschaftlich Erfolgreichen und Begünstigten, einschließlich all jener, die mit dem allergrößten Bedauern darüber sprechen, dass es diese Klasse gibt, hängen in ganz hohem Maße von eben deren Existenz ab.

Die Unterschicht ist in weitreichendem Sinne funktionell; und es gibt sie in allen Industrieländern in größerem oder kleinerem Umfang in der einen oder anderen Ausprägung. Da einige Angehörige dieser Schicht vor der ständigen Ausbeutung und den damit verbundenen Zwängen fliehen, muss ihr Heer ständig ersetzt und ergänzt werden. Es sollte dabei nicht verschwiegen werden, dass die sonst so scharfsinnigen Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler sich nur auf wenigen Gebieten so zurückhaltend äußern wie auf diesem. Das Bild von einem wirtschaftlichen und politischen System, in dem die sozialen Defizite dargestellt werden, als seien sie eine heilbare Krankheit, ist absolut unerwünscht. An dieser Stelle wird mehr als deutlich, dass der soziale Komfort und die Bequemlichkeit der Wohlständler der für jedermann erkennbaren Realität vorgeordnet ist“ (Galbraith 1992, S. 31-32).

Es ist allgemein üblich, die Unterklasse als unerwünscht darzustellen, als *defizitäre Verbraucher* (Bauman 1998) und überflüssige Arbeitskräfte, als Opfer der Globalisierung und der neuen Technologien (Dahrendorf 1985, S. 20), die zugleich aber den Staat und die Steuerzahler viel Geld kostet. Vorzugsweise imaginiert man die als räumlich von der eigentlichen Gesellschaft getrennt lebend, wie es etwa Zygmunt Bauman am Beispiel von Washington D.C. darstellt: „Ein Unterschied zwischen denen ganz oben und denen ganz unten besteht darin, dass Erstere die Zweiten hinter sich zurücklassen können – aber nicht umgekehrt. ... In Washington D.C. ... erstreckt sich eine unsichtbare Grenze entlang der 16th Street im Westen und des Potomac im Nordwesten Die meisten ... Jugendlichen haben noch nie das Zentrum von Washington mit all seiner Pracht, pompösen Eleganz und vornehmen Vergnügungsmöglichkeiten gesehen. In ihrem Leben existiert dieses Zentrum nicht. Über die Grenze wird nicht gesprochen. Die Lebenserfahrungen sind so unterschiedlich, dass nicht klar ist, worüber die Bewohner der beiden Seiten miteinander reden sollen, wenn sie sich trafen und miteinander sprächen. Wie Ludwig Wittgenstein bemerkt: *Wenn Löwen sprechen könnten, würden wir sie nicht verstehen*“ (1998a, S. 86).

Dies ist gut gebrüllt, aber falsch. Die Grenzen werden nämlich regelmäßig überschritten und die auf beiden Seiten gesprochene Sprache ist bemerkenswert ähnlich. Zimmermädchen, Krankenschwestern und Büroangestellte überschreiten die Grenze auf dem täglichen Weg zur Arbeit. Pagen, Taxifahrer, Portiers und Wartungspersonal fahren regelmäßig über die unsichtbaren Grenzen von Washington, D.C. Nicht nur der Einfluss des Fernsehens führt bei den Armen zur Zunahme des Gefühls, Entbehrungen erleiden zu müssen, sondern auch die direkten und persönlichen Kontakte mit Wohlhabenden. David Rieff schreibt in *Los Angeles: Capital of the Third World* (1993) über die unmittelbare, physische Nähe von Berufstätigen und Angehörigen der Unterklasse in Los Angeles, über ihre Interdependenz, aber auch die Kluft, die ihr Leben voneinander trennt. Frank Webster zeigt, dass anschauliche Bilder dieses Hin und Her leicht zu finden sind: „Auf der einen Seite sind Hausmädchen ein grundlegender Bestandteil des Lifestyles der Berufstätigen. Sie kochen, putzen, pas-

sen auf die Kinder auf, bereiten die Dinner-Parties vor, die in den mühsam gefundenen freien Minuten des hektischen Arbeitspensums derjenigen stattfinden, die vollends in ihrer Karriere als Jurist, Unternehmer, Geschäftsmann oder Broker stecken. ... Trotz dieser Abhängigkeit, die offensichtlich eine beträchtliche, persönliche Interaktion beinhaltet, ist das Leben beider Gruppen sehr weit voneinander entfernt. Selbstverständlich liegt das vor allem daran, dass sie wesentlich unterschiedliche Territorien bewohnen, aus denen Mitglieder der Armen sich nur herauswagen, um den Wohlhabenden als Kellner, Hausangestellte oder Verkäufer zu dienen. Die Reichen hingegen haben keinen Grund (oder kein Verlangen), die Gegenden, in denen die Unterklasse lebt, aufzusuchen“ (1995, S. 205-206).

Die *dual city*, in der die Armen aufgrund von Wertvorstellungen von der Mehrheit getrennt und durch Grenzen physisch voneinander auch getrennt gehalten werden, ist ein Mythos. Billige Arbeit ermöglicht reiche Arbeit; *nur* durch billige *Hilfe* können Zwei-Einkommens-Familien existieren. Die Armen sind weit davon entfernt, ausgerechnet durch unterschiedliche Wertvorstellungen ausgeschlossen zu sein.

Erlösung durch Arbeit

„Arbeit spielt eine zentrale Rolle für die Maßnahmen der Regierung gegen soziale Exklusion. Arbeit ist der einzige Weg zu dauerhafter, finanzieller Unabhängigkeit. Aber sie bedeutet auch noch viel mehr. Arbeiten heißt nicht nur, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Arbeit ist eine Lebenseinstellung ... Arbeit erlaubt uns, unsere Ziele zu verwirklichen – sie ist der Schlüssel zu Unabhängigkeit, Selbstachtung und Entfaltungsmöglichkeiten. ... [Die sozial Exkludierten] und ihre Familien ... leben in einer parallelen Welt, in der Einkommen aus Gewinn entsteht, nicht aus Arbeit, ... und in der Jugendliche vorrangig von der Kultur der Straße beeinflusst werden und nicht von Werten, die Familien und Gemeinschaften zusammenhalten. ... „ (Harriet Harman, ehem. Minister für Soziale Sicherheit, in der London School of Economics, 1997).

Es ist eigentlich merkwürdig, wie sehr die Arbeit als Heilsweg für die Armen verehrt und gepriesen wird. Bei Licht besehen ist sie meist repetitiv und erniedrigend, und im Grunde ist es auch eine Art Betrug, wenn die Angehörigen der *zufriedenen Klassen* ihre hochbezahlten, kreativen Aktivitäten der Selbstentfaltung mit demselben Wort bezeichnen, das man auch für die unterbezahlten und deprimierenden Tätigkeiten der Armen benutzt. Für die arbeitende Mehrheit sind die Kaffeepause, die Lohntüte und das Wochenende die wesentlichen Vorzüge der Arbeit. Vorausgesetzt, dass die Arbeitszeit nicht zu lang und die Löhne ausreichend hoch sind, lässt sich das aushalten. Aber mit dem Modell der Erlösung hat das für die Betroffenen nichts zu tun. Für die Elite, die für Bühne, Film und Musik arbeitet, für die Sportler und den beträchtlich großen Anteil der zufriedenen Mittelklasse, für die der Tag nie lang genug sein kann – für all diese Menschen definiert sich Identität über Arbeit, ihre Ontologie ist Arbeit. Unter der zufriedenen Spitze der Gesellschaft befindet sich die breite Masse, die Angst um ihren Arbeitsplatz hat, jedoch durch Lohnvereinbarungen versöhnt wird. Weiter darunter bricht diese Vereinbarung für die arbeitenden Armen zusammen, die Gleichung von verkaufter Zeit und gekaufter Freizeit geht nicht auf. Hier wird die Rhetorik der Politiker über Arbeit, die Familien ernährt und Rollenbilder für die Kinder liefert, zumindest leer, wenn nicht

grausam, denn nicht nur Arbeitslosigkeit, auch und gerade Arbeit kann zerstören. Man denke an die Auswirkungen etwa „von Überarbeitung bei schlecht bezahlter Arbeit auf die Fähigkeiten der Eltern, ein erzieherisches und kompetentes Umfeld für die Kinder zu schaffen und auf die Fähigkeit von Nachbarnschaften, sich selbst zu regulieren und Netzwerke der gegenseitigen Unterstützung und Hilfe aufrecht zu erhalten“ (Currie 1997, S. 155). Menschen zu zwingen, lange und zu sozial unverträglichen Zeiten zu arbeiten, untergräbt gerade diese grundlegende Ethik der Familie und der Gemeinschaft, auf der Politiker aller Richtungen ständig herumreiten. Das Konzept, dass diese Arbeit Rollenbilder für die Kinder der Nachbarschaft schafft, ist zudem nicht schlüssig: es ist viel wahrscheinlicher, dass dadurch Verbrechen und die illegalen Märkte des Drogenhandels noch attraktiver werden. Wenn es irgendwo *Verführungen zum Verbrechen* gibt (vgl. Katz 1988), dann erwachsen sie in erster Linie gerade aus dem Elend dieser Art Arbeit.

Die Exkludierten inkludieren

Sowohl Arbeitslose wie auch die hart arbeitenden Armen – die man auch als die Überbeschäftigten und Unterbezahlen bezeichnen könnte – werden ausgegrenzt. Die Erstgenannten, weil ihnen das grundlegende wirtschaftliche Substrat zur Realisierung von Bürgerrechten verwehrt wird, die Zweitgenannten, weil sie in der Art ihrer Arbeit eine Ungerechtigkeit sehen. Sicherlich sind sie Teil des Arbeitsmarktes, aber sie sind keine vollständigen Bürger. Menschen zu zwingen, von einer Kategorie der Exklusion zu einer anderen zu wechseln – „die Menschen zum Arbeiten bringen“, wie es *The Social Exclusion Unit* (1999) nennt -, wird allzu oft nicht als In-, sondern als Exklusion, nicht als *freiwilliger* Verkauf von Arbeitskraft, sondern als Zwang erlebt.

Nichts rechtfertigt also die Behauptung, Ausgrenzung fände nicht statt. Aber die Art und Weise, wie das passiert, ist sehr verschieden von der Art und Weise, wie man es uns darzustellen versucht. Denn in der Spätmoderne werden physische, soziale und moralische Grenzen permanent überschritten. Folglich missdeutet die zweideutige Rede von sozialer Exklusion grundlegend das Naturell der Spätmoderne. Sie ist eine Welt der Globalisierung, nicht der Isolation; eine Welt mit verschwimmenden Grenzlinien und kultureller Durchmischung, nicht eine Welt der Stammbäume; nicht geprägt von großen, sondern von kleinen Differenzen – der rapide Niedergang der physischen Gemeinschaft und die Stärkung ihres virtuellen Gegenparts bedeuten für die abgeschottete Existenz einer Unterschicht zugleich das Ende ihrer Möglichkeit.

Die späte Moderne ist nicht durch Exklusion, sondern durch Bulimie gekennzeichnet, bei der massive kulturelle Inklusion mit struktureller Exklusion einhergeht. Es ist eine Gesellschaft, die zweierlei beinhaltet: starke zentrifugale und zentripetale Strömungen. Sie saugt ein und spuckt aus. Halten wir zunächst die Reihe der Institutionen fest, die den Prozess der Inklusion anstoßen: die Massenmedien, die Massenausbildung, der Verbrauchermarkt, der Arbeitsmarkt, der Wohlfahrtsstaat, das politische System, das Justizsystem. Jede dieser Institutionen beinhaltet Vorstellungen universeller Werte, jede von ihnen expandierte während des letzten Jahrhunderts. Sie sind nicht nur Fürsprecher inklusiver Bürgerrechte, sondern paradoxerweise auch Ort von Exklusionen. Der Verbrauchermarkt propagiert Bürgerrechte des erfüllten Kon-

sums, doch die Möglichkeiten, in einem Shoppingcenter Geld auszugeben (und manchmal sogar: überhaupt Einlass zu finden) sind beschränkt. Der Arbeitsmarkt erfasst immer mehr Mitglieder der Bevölkerung (als primäres Beispiel wird oft der Eintritt von Frauen in den Arbeitsmarkt genannt), doch, wie André Gorz (1999) betonte, ist genau in den Zeiten, in denen Arbeit als oberstes Gut eines Bürgers angesehen wird, gut bezahlte, sichere und sinnvolle Arbeit zum Privileg einer kleinen Minderheit geworden. Das Justizsystem stellt auf dem Papier ein Musterbeispiel für gleiche Rechte aller dar. Der *British Police and Criminal Evidence Act* zum Beispiel regelt unter anderem die Macht über das Verfolgen und Aufdecken von Straftaten. Es ist eine wahre Kamee neo-klassizistischer Ideale bürgerlicher Gleichheit vor dem Gesetz und „demokratischen Misstrauens“ dem Staat gegenüber. In der Praxis hingegen lässt sich gar nicht bestreiten, dass die Polizei voller Vorurteile in Bezug auf Rasse und Klasse steckt (vgl. Mooney und Young 2000). Die Politik ist eine stündliche Interjektion von Radio und Fernsehen, die Massenmedien reden permanent vom Einfluss *der ganz normalen Leute* – nichts tun sie lieber, als mit dem Mikrophon und der Kamera auf einer Straße zu stehen und einen *ganz normalen Bürger* zu befragen – und trotzdem fühlt sich die große Mehrheit der Bevölkerung von echter politischer Mitsprache ausgeschlossen. Das Bildungswesen verkörpert und vermittelt das Leistungsprinzip als Grundlage der sozialen Chancengleichheit, doch fördern seine Strukturen zugleich, wie Subkulturtheoretiker von Albert Cohen bis Paul Willis aufgezeigt haben, die Reproduktion der Klassenspaltung und damit den Groll der Benachteiligten. Letztendlich bilden die Massenmedien den Dreh- und Angelpunkt, und zwar schon allein wegen der Zeit, die ihr Konsum heute beansprucht. Die Durchschnittszahlen pro Einwohner sind mit 26 Stunden TV- und 19 Stunden Radio-Konsum pro Woche (in England im Jahre 1999) schon beachtlich, werden aber noch aussagekräftiger, wenn man hinzunimmt, dass der Konsum in den oberen Schichten am geringsten und in den unteren am höchsten ist, so dass der Grad der kulturellen Inklusion paradoxerweise mit dem Grad der strukturellen Exklusion zunimmt. Die Medien haben genaue Vorstellungen vom typischen Bürger und vermitteln ihm ebenso stereotype Bilder der Institutionen: der Konsumwelt, der Arbeit, der Bildung, der Politik und der Justiz. Doch trotz dieses umfangreichen Engagements für die soziale Ordnung zeigen die tatsächlichen Nachrichten-Bilder genau das Gegenteil: Unordnung, Zusammenbruch, Chaos, Ungerechtigkeit (siehe Young 1981). Die Massenmedien sind ein spektakuläres „schwarzes Brett“ der Exklusion – sie haben alle Charaktereigenschaften einer bulimischen Story: sie betonen die Ordnung, die Gerechtigkeit und die Inklusion (im Hintergrund), doch sie unterstreichen Unordnung, Ungerechtigkeit und Exklusion (im Vordergrund).

Aus dem bulimischen Charakter spätmoderner Gesellschaften erklärt sich auch die Unzufriedenheit der unteren Schichten. Diese wurzelt nämlich in dem Widerspruch zwischen den Ideen, die das System legitimieren und der Realität der Struktur, aus welcher es besteht. Die Spannungen zwischen den Idealen und der Realität existieren jedoch nur aufgrund ihrer gängigen und manifestierten Wahrnehmung. Der strafende Zorn der Gerechten und das brennende Ressentiment des Ausgeschlossenen treten nur aufgrund der verschwommenen Grenzlinien auf: weil die Werte zwar miteinander geteilt werden, während der Raum zur Veränderung der Verhältnisse in Richtung auf die Realisierung die-

ser Werte aber unverändert starr bleibt. Während Unterschiede immer schwieriger zu legitimieren sind, geben Unterschiede bei denen, die zunehmend und auf negative Weise von ihnen betroffen sind, immer stärker den Ton an.

Die erhebliche Intensität der Ausschlusskräfte ist eher ein Ergebnis von ständig überschrittenen als von hermetischen Grenzen. Kein kastenähnliches System wäre so unbeweglich im Bezug auf Kriminalität oder so bereitwillig, Andersartige zu dämonisieren und anzuprangern. Grund ist eine alles in allem unbefriedigende Exklusion: die Grenzen sind ineffektiv; sie kreieren Ressentiments, ohne Exklusivität schaffen zu können. Während die „Ausgeschlossenen“, die ständig physisch oder virtuell die Grenzen überschreiten, die Ungerechtigkeiten wahrnehmen und die Ungleichheiten kennen, sind jene, die Glück hatten und zu den „Zugehörigen“ zählen, dennoch nicht Teil jener zufriedenen Kultur, auf die sich Galbraith bezogen hatte. Denn sie sind sich ihrer Identität nicht sicher und ihres Glücks und ihres sozialen Ortes nicht bewusst. Doch um die Grenzziehungen und Ausschlussmechanismen wirklich zu verstehen, müssen wir weiter auf die Lage der „Zugehörigen“ eingehen.

Die Unsicherheit der Inklusion

Es gehört zur Ambivalenz der Spätmoderne, dass die Exkludierten im Verlauf der Bulimie in das Ensemble der Normen und der sozialen Welt der Gesamtgesellschaft eingeschlossen werden. Das ist aber nicht alles. Denn die Erfahrungen der Insider verlaufen in vielerlei Hinsicht parallel zu denen der Outsider. Und erst daraus ergibt sich der Zugang zu den wichtigsten Widersprüchlichkeiten der spätmodernen Gesellschaften.

Unterscheiden wir zunächst die beiden Grundfacetten der sozialen Ordnung innerhalb entwickelter Industriegesellschaften. Da ist zuerst eine leistungsorientierte Vorstellung der Verteilungsgerechtigkeit, also das Prinzip, dass Belohnungen nach Verdienst zu erfolgen haben. Zweitens regiert ein Prinzip gegenseitiger Achtung und Anerkennung von Identität und Eigenwert. Wird das erste Prinzip verletzt, sprechen wir von relativer Deprivation. Wird das zweite verletzt, von Nicht-Anerkennung und ontologischer Unsicherheit (siehe Young, 2001, Fraser, 1997). Die Spätmoderne bringt nun hinsichtlich beider Bereiche das Gefühl einer gewissen Zufälligkeit, Willkür und Verunsicherung mit sich; man wähnt sich in einem Chaos der Belohnungen und einem Chaos der Identitäten. Die Umwälzungen auf dem Arbeitsmarkt schaffen und vernichten Sicherheiten und Gelegenheiten, erhöhen die zufällig scheinende Diskontinuität der Karrieren, während Finanz- und Immobilienmärkte ganz unverdiente Riesengewinne und -verluste en masse herzustellen scheinen. Auf jeden Fall verstärkt das den Eindruck, dass Belohnungen eher nach Lust und Laune als nach bestimmbarer Leistung verteilt werden. Wenn aber eine Generation, die auf ein Leben in der Leistungsgesellschaft hin trainiert worden war, nun mit dem Chaos der Belohnungen konfrontiert wird, dann kann das schon zum kollektiven Erlebnis relativer Deprivation im oben definierten Sinn führen, zumal die (während der Phase fordistischer industrieller Massenproduktion durchaus existente und Sicherheit schaffende) Möglichkeit entfällt, seine eigene soziale Position unter Bezug auf standardisierte Karrieremodelle relativ genau zu bestimmen.

Ähnlich chaotische Verhältnisse herrschen aber auch auf dem Gebiet der Erkenntnis und des Sinnes für Wert und Ort (näher dazu: Young 2001). Diese *Nichteinbettung* (siehe Giddens, 1991) erzeugt eine ontologische Unsicherheit. Und als naheliegende psychische Reaktion den Versuch, sich an scheinbar unverrückbare natürliche Merkmale zu klammern, um soziale Orientierung zu finden. Auf der ersten Stufe wertet man seine eigenen Qualitäten auf (seien es „Männlichkeit“, „Rasse“, Klasse, Religion oder ethnische Zugehörigkeit), und in der Regel wertet man alle anderen, denen diese Qualitäten fehlen, ab (Young, 1999). Dass dadurch die ontologische Verunsicherung insgesamt nicht gerade abnimmt, liegt auf der Hand.

Kriminalität und Strafe werden von solchen Unsicherheiten stark beeinflusst. Relative Deprivation, besonders, wenn sie mit Nicht-Anerkennung und Herabsetzung gepaart ist, kann schnell zu Kriminalität führen. Ein klassisches Beispiel ist die ökonomische Marginalisierung einer Gruppe, begleitet von polizeilicher Schikane; andererseits gibt es aber auch eine relative Deprivation von Wohlhabenderen, wenn diese den Eindruck haben, dass Angehörige unterer sozialer Schichten ungerechtfertigt bevorzugt (und sie selbst also quasi bestraft) werden.

Die Fokussierung der Unterschicht

Wie wir gesehen haben, erlebt der hart arbeitende Bürger eine Welt, in der die Verteilungsmuster der Belohnungen so diffus und willkürlich geworden sind, dass es immer schwieriger wird, größere Sinnzusammenhänge der gesellschaftlichen Abläufe und der eigenen Position darin zu erkennen. Das nährt Resentiments, die sich am ehesten an den ganz Reichen (vgl. Young 1999) und den ganz Anderen festmachen, und obwohl die Unterschicht heterogen ist, wird auch sie (etwa in der Form der „Sozialschmarotzer“, der „faulen Arbeitslosen“ usw.) zum Ziel solcher Projektionen (vgl. Gans 1995, S. 2; Bauman 1998, S. 66 f.).

Das ist das Paradoxon. Auf der einen Seite steht eine Unterschicht, die faktisch dem Rest der Gesellschaft sehr ähnlich ist, aber auf der anderen Seite Antagonismus und Distanz erzeugt. Die Armen werden den Wohlhabenderen immer ähnlicher und zur selben Zeit werden sie als andersartig stigmatisiert; je mehr die Armen sich dem Rest der Gesellschaft angleichen, desto mehr hassen sie ihre Ausgrenzung. Wie wir sehen werden, ist es tatsächlich die Abnahme kultureller Differenzen, die den Ressentiments erlaubt, sich in entgegengesetzter Richtung zu entwickeln. Es ist eben „die Logik der Konsumgesellschaft, ihre Armen zu sinnlosen Konsumenten zu machen“ (Bauman 1998, S. 73), denen gleichzeitig beigebracht wird, dass es die größte aller denkbaren Entbehrungen darstellt, sich den primär konsumorientierten Lebensstil nicht leisten zu können, und deren sichtbare Konsumlust bei gleichzeitiger Konsumunfähigkeit sie zum Objekt sozialen Misstrauens seitens der Mittelschichten macht.

Kriminalität und abnehmende Differenzen

Gefühle der Unzufriedenheit sind häufig Frucht abnehmender kultureller Unterschiede. Der Grund dafür ist, dass Unzufriedenheit mit relativer, nicht absoluter Deprivation zusammenhängt (vgl. Runciman 1996). Unzufriedenheit kann zunehmen, wenn Migranten aufgenommen oder wenn vorher ausgegrenzten

Schichten Bürgerrechte gewährt, sie aber trotzdem faktisch in vielerlei Hinsicht behindert werden. Daraus ergibt sich die Bedeutung der Völkerkunde von Carl Nightingale über die schwarze Unterschicht in Philadelphia oder der von Philippe Bourgois über die Puerto Ricaner in East Harlem, New York City. Beide demonstrieren die Entstehung zunehmender Unzufriedenheit aus dem Wegschmelzen der kulturellen Unterschiede. Es ist, mit anderen Worten, gerade die Abnahme räumlicher und sozialer Isolation in der Spätmoderne (die ihrerseits wiederum eine Konsequenz globalisierungsbezogener Entwicklungen in vielen anderen Gebieten ist), die sowohl zu einer Abnahme kultureller Differenzen und zu einem Anstieg der Unzufriedenheit innerhalb und zwischen den Gesellschaften und Nationen führt.

Soziologie der Rachsucht

Nach unten gerichtete relative Deprivation, ein Gefühl, dass jenen, die wenig oder gar nicht arbeiten, das Leben (auf Kosten der Rechtschaffenen) allzu leicht gemacht wird, ist eine weitverbreitete Empfindung. Daher fordern die Unzufriedeneren eher die Bekämpfung des Sozialschmarotzertums, während die „zufriedene“ Mittelschicht sehr wohl Mitleid empfindet, das sich nicht zuletzt in Wohltätigkeit äußert. Solch eine Reaktion, ob rational oder nicht, ist nicht durch und durch strafend: sie ist höchstens autoritär, aber nicht notwendigerweise rachsüchtig. Aber verbunden mit solch einer quasi-rationalen Reaktion auf eine Verletzung der Leistungsprinzipien ist häufig ein viel stärkerer Unterton, der letztlich doch nach Strafe, Erniedrigung und Demütigung trachtet (vgl. Pratt 2000; Hallsworth 2000). Merkmale von Ressentiments sind Unverhältnismäßigkeit, Sündenbockprojektionen und Stereotypisierungen. Wer auch immer zu ihrem Ziel wird (z.B. minderjährige Mütter, Bettler, Immigranten, Drogensüchtige), bekommt die Schuld für viele, wenn nicht alle Probleme und Problemwahrnehmungen (vgl. Young 1999, S.113).

Warum sind manche Menschen besessen von dem Wunsch, ausgerechnet Personen zu „bestrafen“, die ihnen gar nichts getan haben? Woher die moralische Empörung? In Anlehnung an Friedrich Nietzsche und aufbauend auf Max Schellers *Das Ressentiment im Aufbau der Moralen* (1923) erkannte Svend Ranulf (1938) dahinter die Kraft des „Ressentiments“ und dahinter verborgenen Missgunst. Das Ressentiment trägt in sich den Impuls, „das zu verdammen, was man sich heimlich ersehnt“ (Merton 1957, p. 156). Ranulfs Innovation war es, das Ressentiment soziologisch zu orten und die Quelle der Missgunst mit Einschränkung und Selbstdisziplin zu verknüpfen, so dass er zu dem Schluss gelangte: „Die unvoreingenommen erscheinenden Bemühungen, Strafe aufzuerlegen sind bezeichnende Charakteristika der unteren Mittelschicht, das heißt, einer sozialen Schicht, die unter Bedingungen lebt, die ihre Mitglieder in außergewöhnlich hohem Maße zu Einschränkung zwingt und sie so einer hohen Frustration natürlicher Bedürfnisse aussetzt“ (1964, S. 198).

In gewisser Weise leben Mitglieder der unteren Schichten viele Untugenden aus, die der respektable Bürger im Interesse der Wahrung seines bescheidenen Kapitals an Anerkennung und Wohlstand unterdrücken muss – nämlich lange Schlafen, Faulsein, Hedonismus und die Ablehnung von Verantwortungsübernahme (vgl. auch Cohen 1965, S. 7; Bhabha 1993, S. 70). Man findet das einerseits beneidenswert, andererseits (gerade deshalb) aber auch widerlich. Die

Dämonen, die man dort zu erkennen glaubt, sind ja zugleich diejenigen, die man selbst täglich verleugnen und besiegen muss. Und dieser Druck nimmt eher zu als ab. Denn um in der Welt der Spätmoderne zu überleben, muss man sich einer ganzen Menge an Einschränkungen stellen. Als da sind: Arbeitszeitverlängerung (Schor 1992; Gorz 1999), Arbeitsintensivierung (Burchell 1999), höhere Mobilitätsanforderungen (Knox 1995), Doppel-Karriere-Familien (Taylor 1999; Gregson und Lowe 1994).

Wer sich sowieso schon unfair benachteiligt fühlt, dessen Unzufriedenheit kann sich dadurch in Rachsucht verwandeln (vgl. zur unteren Mittelklasse und dem Aufstieg des Faschismus Luttwak 1995), und wenn wir die Problemlage etwas systematisieren wollen, dann erkennen wir inzwischen einen dreistufigen Prozess, bei dem jede Stufe etwas zur Dämonisierung der Unterschicht beizutragen scheint:

1. DAS GEFÜHL DER ÖKONOMISCHEN UNSICHERHEIT: Das Gefühl, dass die Unterschicht unfairerweise von unseren Steuern lebt und uns gleichzeitig durch Delikte wie Raub und Diebstahl noch weiter schädigt, nährt Angst und Abneigung
2. IDENTITÄTSKRISE: Die Unterschichten werden mehr und mehr Mittel zur Identitätsbildung, indem man die Gegensätzlichkeit von Uns und Ihnen herausstellt
3. DIE SITUATION DER BESCHRÄNKUNG: Was man sich versagt und worum man die Unterschichten beneidet, ergibt zusammen den Inhalt der Dämonisierungen (Drogenkonsumenten, schwangere Minderjährige, reiche Mafiosi, selbstbewusste Einwanderer usw.).

Natürlich möchte der Anwalt trotzdem kein Junkie sein, die berufstätige Frau sicher keine minderjährige Mutter, der Bankmanager kein Bettler. Und dennoch. Denken wir einen Moment an einen hypothetischen Tag eines hypothetischen „zugehörigen“ Bürgers: an den Verkehrsstau auf dem Weg zur Arbeit, an die Stunden, die auf diese und andere Weise gleichsam heimlich und unbezahlt zur regulären Arbeitszeit hinzukommen, an die erdrückenden Kosten der Hypothek auf dem bescheidenen Häuschen, an die Notwendigkeit zweier Einkommen in der Familie, damit sich überhaupt irgendwie über Wasser halten kann, an den langen Verzicht auf Kinder, damit die Frau sich erst einmal in ihrem Beruf etablieren kann (sonst kommt sie später nie wieder rein), an die Angst vor der biologischen Uhr und vor Unfruchtbarkeit, später dann an den täglichen Stress, die Kinder durch die überfüllte Stadt zur Schule zu bringen, an die Gefahr, dass man vor lauter Hektik und Überarbeitung kaum bemerkt, wie die Kinder groß werden, an die Versuchung und an die Angst, durch Alkohol und anderes sich ein Vergnügen zu gönnen, aber auch eine Grube zu graben, und an das späte Gefühl, alles irgendwie richtig gemacht, aber das richtige Leben doch irgendwie verpasst zu haben. – Ist es ein Wunder, wenn man auf die Leute nicht gut zu sprechen ist, die vom Kindergeld und der Sozialhilfe leben, die unwillig einmal im Jahr eine Maßnahme des Arbeitsamts über sich ergehen lassen, die den Tag inmitten einer unverschämten großen Familie in ihrer nicht weniger großzügigen Sozialwohnung vor dem Luxus-Fernseher mit Video und DVD verbringen und deren Kinder allenfalls dann aktiv werden, wenn es darum geht, sinnlos öffentliche Plätze zu verschandeln oder zwecks Drogenbeschaffung in anderer Leute Wohnungen einzubrechen?

Das Problem der Anerkennung

Das Ressentiment folgt aus der Überzeugung, dass andere das, was man selbst bestenfalls unter größter Anstrengung sich leisten kann, umsonst bekommen. Das Problem in der Spätmoderne besteht darin, dass sich die alte Gleichung von Verdienst und Anerkennung von der Betonung der Leistung hin zur Konzentration auf die Belohnung verschoben hat. Aufwand, verzögerte Gratifikation und leistungsorientiert-zielbewusstes Handeln sind der Unmittelbarkeit, der sofortigen Gratifikation und dem Kurzzeithedonismus gewichen. Warum „erst die Arbeit, dann das Vergnügen“, warum diese Formel aus dem goldenen Zeitalter der Moderne (vgl. Young 1971), wenn alles unsicher ist? Warum nicht Spaß haben, sobald und solange man es (noch) kann?

Der Kreis schließt sich: In dem Maße, in dem die Ausgegrenzten die Werte der breiten Gesellschaft, welche diese zugleich verkörpert und ablehnt, absorbieren, beginnen die Werte der breiten Gesellschaft und der Ränder zu konvergieren. Das zentrale Ethos des spätmodernen Kapitalismus wird dem des Ghettos immer ähnlicher. Konservative Kommentatoren mit etwas Scharfsinn haben diese Konvergenz bemerkt. William Kelso, zum Beispiel argumentiert gegen Wilsons Isolationsthese, dass das Problem mit der schwarzen Unterschicht nicht in der Isolation von den Werten des Mainstreams besteht, sondern in deren übertriebener Verinnerlichung (1994, S.173); Myron Magnet, Autor von *The Dream and The Nightmare* (1993) der angeblich auch den Präsidenten George W. Bush stark beeinflusst haben soll, lokalisiert das Problem der Unterschicht nicht im Versagen der einzelnen Individuen, sondern im Einfluss der neuen Werte der Mittelklasse, welche ausgerechnet all das, was Menschen aus der Armut helfen könnte, nicht mehr für wichtig halten (harte Arbeit und eheliche Stabilität), dafür aber gerade das, was die Armen arm hält, hofieren (Drogen, persönliche Befreiung, Freizeit). Was diese Autoren vergessen, ist allenfalls, diese Befunde nicht isoliert zu betrachten, sondern – wie es etwa Gabriel und Lang (in Beziehung zu den Veränderungen im spätmodernen Kapitalismus und zu den Erfordernissen des heutigen Lebens zu setzen, wie es auf beeindruckende Weise etwa Gabriel und Lang 1995, S. 189-190) taten, als sie in ihrer Studie über die spätmoderne Konsumgesellschaft analysierten, wie „die Unverbindlichkeit der Arbeit mit der Unverbindlichkeit im Konsum einher geht“ und das, was einst für den Rand typisch war, nämlich Unsicherheit, Unausgeglichenheit und Zerfall, „für einen stetig wachsenden Teil der Bevölkerung ... paradoxerweise zentral“ wird.

Hip Hop über die Grenzen

Ich habe gegen den gängigen Diskurs über sozialen Ausschluss und gegen dessen binären Schematismus argumentiert; habe die Idee einer dualen Stadt kritisiert, in der Grenzen nicht überschritten werden und wo jede Seite der Binarität unterschiedliche moralische Universen besetzt. Nicht um Ausgrenzung zu bestreiten. Das wäre Unsinn. Aber um sie besser begreifen zu können. Um wahrnehmen zu können, wie sie gerade durch die Ähnlichkeit der Werte und durch die Überschreitungen von Grenzen angetrieben werden. Um erklären zu können, warum die Welt der Spätmoderne Ausgrenzungen ebenso tief verabscheut wie sie sie begeistert immer neu produziert. Wie oft muss man wiederholen, dass es keine strengen Abgrenzungen in der Spätmoderne gibt? Selbst in den

am stärksten ethnisch unterteilten Städten des Westens – Washington, Philadelphia und Los Angeles – werden die Barrieren täglich durch die Mobilität der Arbeiterschaft und der ganzen durchdringenden Penetration der Massenmedien durchbrochen. Die Wertvorstellungen der Mehrheit konstituieren das normative Leben der Minderheit und generieren die Bulimie, welche ihre Unzufriedenheit füttert. Genau dieses Gleichnis der Unterschicht, nämlich dessen Überidentifizierung mit den Werten des Konsums und des Hedonismus, stellt ein beinahe unbeabsichtigtes Ziel für die Ressentiments der Integrierten dar. Jede Facette des Verhaltens der Unterschicht spottet der täglichen Zurückhaltung der Integrierten. Dennoch gibt es hier Faszination genauso wie Abneigung und Furcht. Die Kultur der Unterschicht sucht Zuflucht in Gewalt und zügellosem Individualismus – alles Überbetonungen der breiten Kultur. Und sie beeinflusst abwechselnd Film, Mode und Popmusik. Die Kultur der Ausgegrenzten wird zur Kultur der Integrierten. Immer mehr Grenzen werden verletzt und/oder verwischt. Die Ränder beginnen der Mitte zu ähneln – genau wie die Mitte den Rändern.

Literatur

- BANFIELD, E (1968), *The Unheavenly City*. Boston: Little Brown
- BAUMAN, Z (1998), *Work, Consumerism and the New Poor*. Buckingham: Open University Press
- BHABHA, H (1993), *The Location of Culture*. London: Routledge
- BOURGOIS, P (1995), *In Search of Respect*. Cambridge: Cambridge University Press
- BOURGOIS, P (1998), 'Just Another Night in a Shooting Gallery', *Theory, Culture and Society* 15(2), pp.37-66
- BURCHELL, B (1999), *Job Insecurity and Work Intensification*. York: Joseph Rowntree Foundation
- CASTELLS, M (1994), 'European Cities, the Informational Society, and the Global Economy', *New Left Review*, 204, (March-April), pp.19-35
- COHEN, A (1965), 'The Sociology of the Deviant Act: Anomie Theory and Beyond', *American Sociological Review*. 30, pp.5-14
- CURRIE, E (1997), 'Market Society and Social Disorder' in B Maclean and D Milanovic (eds.) *Thinking Critically About Crime*. Vancouver: Collective Press
- DAHRENDORF, R (1985), *Law and Order*. London: Stevens
- FRASER, N (1997), *Justice Interruptus: Critical Reflections on the Post-Socialist Condition*. New York: Routledge
- GABRIEL, Y and Lang, T (1995), *The Unmanageable Consumer*. London: Sage
- GALBRAITH, J K (1992), *The Culture of Contentment*. London: Sinclair-Stevenson
- GANS, H (1995), *The War Against the Poor*. New York: Basic Books
- GIDDENS, A (1997), *Sociology* (3rd ed). Cambridge: Polity
- GORZ, A (1999), *Reclaiming Work: Beyond the Wage-Based Society*. Cambridge: Polity Press
- GREGSON, N and Lowe, M (1994), *Serving the Middle Classes*. London: Routledge
- HALLSWORTH, S (2000), 'Rethinking the Punitive Term', *Punishment and Society* 2(2), pp.145-160
- HARRINGTON, M (1963), *The Other America*. New York: Macmillan
- HEBDIDGE, D (1990), 'Fax to the Future', *Marxism Today* (Jan), pp.18-23
- HOBSBAWM, E (1994), *The Age of Extremes*. London: Michael Joseph

- HUTTON, w (1995), *The State We're In*. London: Cape
- KATZ, J (1988), *The Seductions of Crime*. New York: Basic Books
- KNOX, P (1995), *Urban Social Geography* 3rd ed. Harlow: Longman
- LEE, J A (1981), 'Some Structural Aspects of Police Deviance in Relations with Minority Groups' in C Shearing (ed) *Organisational Police Deviance*. Toronto: Butterworth
- LUTTWAK, E (1995), 'Turbo-Charged Capitalism and Its Consequences', *London Review of Books*, 17(21), 2 November, pp.6-7
- MAGNET, M (1993), *The Dream and the Nightmare*. New York: William Morrow
- MERTON, R (1957), *Social Theory and Social Structure* Rev.Ed. Glencoe: Free Press
- MOONEY, G and DANSON, M (1997), 'Beyond Culture City: Glasgow as a Dual City' in N Jewson and S MacGregor (eds), *Transforming Cities*. London: Routledge
- MOONEY, J and YOUNG, J (2000), 'Policing Ethnic Minorities' in B Loveday and a Marlow (eds), *Policing After the Stephen Lawrence Inquiry*. Lyme Regis: Russell House
- MURRAY, C (1984), *Losing Ground*. New York: Basic Books
- NIGHTINGALE, C (1993), *On the Edge*. New York: Basic Books
- PRATT, J (2000), 'Emotive and Ostentatious Punishment: Its Decline and Resurgence in Modern Society', *Punishment and Society*, 2(4), pp.417-440
- RANULF, S (1964/1938), *Moral Indignation and Middle Class Psychology*. New York: Schocken
- RIEFF, D (1993), *Los Angeles: Capital of the Third World*. London: Phoenix/Orion
- RUGGIERO, V (2000), *Crime and Markets*. Oxford: Clarendon
- RUNCIMAN, W (1966), *Relative Deprivation and Social Justice*. London: Routledge and Kegan Paul
- SCHELER, M (1923), 'Das Ressentiment im Aufbau der Moralen' in *Vom Umsturz der Werte* I, Leipzig
- SCHOR, J B (1993), *The Overworked American*. New York: BasicBooks
- SOCIAL EXCLUSION UNIT (1999), *Bringing Britain Together: A National Strategy for Neighbourhood Renewal*. London: The Stationery Office
- TAYLOR, I (1999), *Crime in Context*. Oxford: Polity
- TOMLINSON, J (1999), *Globalization and Culture*. Cambridge: Polity
- WEBSTER, F (1995), *Theories of the Information Society*. London: Routledge
- WILSON, W J (1987), *The Truly Disadvantaged*. Chicago: Chicago University Press
- YOUNG, J (1971), *The Drugtakers*. London: Paladin
- YOUNG (1981), 'Beyond the Consensual Paradigm' in S Cohen and J Young (eds), *The Manufacture of News*. London: Constable
- YOUNG (1999), *The Exclusive Society*. London: Sage
- YOUNG, J (2001), 'Identity, Community and Social Exclusion, in R Matthews and J Pitts (eds) *Crime, Disorder and Community Safety*. London: Routledge

Mai 2001

Aus dem Englischen von Sina Frankmölle und Carola Schilbach